

Signaturen der Wissensgesellschaften – ein Konferenzbericht

Von Gerald Wagner

Die Europäische Vereinigung der Wissenschafts- und Technikforschung (EASST) und ihr amerikanisches Pendant, die Society for Social Studies of Science (SSSS) hatten im Oktober vergangenen Jahres in Bielefeld eine gemeinsame Konferenz veranstaltet, die den „Signatures of Knowledge Societies“ gewidmet war. Der Titel einer bestimmten Veranstaltung klang besonders vielversprechend: Zwei Soziologen sollten sich begegnen, von denen jeder auf seine ganz unverwechselbare Weise an den „Signaturen der Wissensgesellschaften“ mitgeschrieben hat. Und das von denkbar entgegengesetzten Polen: Der eine als der Sprecher dessen, was er beim anderen ausgeschlossen sah – den nichtrepräsentierten dritten Stand der modernen Gesellschaft, die Dinge. Und der andere als Theoretiker dessen, was dem anderen das Sprechen überhaupt erst möglich machen soll – die Gesellschaft als Kommunikation. Kurz, Niklas Luhmann sollte aus der Perspektive der Systemtheorie über die „Science and Technology Studies (STS)“ sprechen, kommentiert von Bruno Latour, Pionier, Repräsentant und vielleicht auch bereits Renegat eben dieser in Bielefeld versammelten STS-Gemeinschaft. Vielen erschien diese Begegnung gerade deshalb bemerkenswert, weil sich ihre Protagonisten so eklatant verfehlt hatten.

Luhmanns Vortrag war ein Musterbeispiel an Klarheit und Differenziertheit seiner Begriffe und theoretischen Ansprüche – seinem Thema aber, nämlich „Social Studies of Science and the Theory of Society“, wurde Luhmann nicht gerecht. Wer erwartet hatte, Luhmann würde über die Disziplin selbst, also die Science Studies sprechen, wurde enttäuscht. Auch auf das Thema der Konferenz – Wissenschaft und ihre soziologische Beobachtung – ging er nur in einem einzigen Halbsatz ein, worin er lapidar feststellte, Wissenschaft sei ein autopoietisches Subsystem der modernen Gesellschaft. Gewiß, für eine Gesellschaftstheorie, deren wichtigstes empirisches Element die Theorie der funktionalen Differenzierung ist, ist diese Feststellung weder lapidar noch in irgendeiner Weise kränkend für die professionellen Beobachter dieses solchermaßen Charakterisierten. Und doch erschien es den Anwesenden wenig entgegenkommend, eher höflich distanziert und in einer Weise klassisch, die man mit weniger Sympathie auch als gestrig hätte charakterisieren können. Das Publikum lauschte geduldig Luhmanns Ausführungen zur operationalen Geschlossenheit sozialer Systeme und schien doch nur auf die Attacke Latours zu warten, die dann auch prompt kam. Nein, so Latour, diese Theorie hätte ihm eigentlich nichts zu bieten – und, so sein Fazit, auch diesem hier versammelten Fach nicht. Ein Blick in das Kongreßprogramm sollte doch genügen, um festzustellen, daß die empirieversessenen STSler ihre Gegenstände in dieser Theorie nicht wiederfinden könnten. Das mag von der hohen Warte der Theorie der Gesellschaft aus als schlechte, weil theoretisch „flach“ bleibende Soziologie bedauert werden, doch, so Latours Replik, diese empirische Zoologie der STS schildere diese Gesellschaft wie sie ist, und nicht wie sie aus der Distanz der eisigen Höhen der Systemtheorie erscheinen mag. Im Grunde machte Latour deutlich, daß die Systemtheorie für all das steht, was er und seine Kollegen in den Science Studies seit 20 Jahren bekämpften – ja, wirklich *bekämpften*, und nicht nur in Frage stellten. Die Purifizierung der Wissenschaft, die Bereinigung des Sozialen durch die Grenzziehung zu seiner Um-

Soziale Welt 47(1996), S. 480–484

welt, Luhmanns Werk als Epitom des „cognitive turns“ der Epistemologie – für Latour waren das die alten Reizwörter, die das Besondere der Wissenschaft gerade verfehlen mußten, nämlich ihre Materialität. Und damit natürlich auch das Spezifische der modernen Gesellschaft, die großen technischen Netze.

Niklas Luhmann nahm das gelassen zum Anlaß, nochmals darauf hinzuweisen, daß das Reich der Dinge und der Sprache getrennt ist und bleibt, daß mithin die kunterbunten Gegenstände der meisten STS ihren Platz in der Umwelt des Sozialen hätten. Das sei eben eine Konsequenz der Umstellung der Gesellschaftstheorie auf das Letztelement Kommunikation, und schließlich kein Grund, sich aufzuregen, schließlich verbiete einem die soziale Differenzierung nicht, von all diesen Gegenständen zu sprechen . . . sie ermögliche das doch erst! Ein ziemlich erregter Bruno Latour hingegen wurde nicht müde, in der Differenzierungstheorie das eigentliche Übel der Systemtheorie auszuprangern. Verbinden, vernetzen, verknoten, einschließen, einbürgern, all das wollten er und seine Kollegen tun, um endlich die Dinge wieder in das Kollektiv aufzunehmen, wo sie sich ja auch immer mit uns zusammen aufgehalten haben . . . Es war hoffnungslos. Luhmann wollte sich einfach nicht auf eine solche Auseinandersetzung einlassen. Vielleicht verbarg sein höfliches Lächeln auch eine gewisse Ratlosigkeit angesichts dieses echauffierten Herrn aus Paris, der sich doch etwas seltsam benahm. Wäre nicht der Eindruck einer leider verpaßten Gelegenheit entstanden, hätte man Latours Abgang von der Bühne dieser bemerkenswerten Begegnung als Einspruch einflußreicher technischer Aktanten sehen können. Nachdem Latour in sichtlicher Gereiztheit das Podium verlassen und dabei das zentrale Mikrofonkabel aus seiner Verankerung gerissen hatte, blieb dem Vorsitzenden Loet Leydesdorff nur noch übrig, vor dem amüsierten Publikum die Veranstaltung für beendet zu erklären. Nein, von Anschlußfähigkeit konnte man hier wirklich nicht sprechen.

Zugestanden, Konfrontationen wie diese kommen sehr selten an das Niveau schriftlicher Auseinandersetzungen heran, und daß sie stattfinden – auch zwischen der Systemtheorie und den STS – ist ja bekannt. Und dennoch war dieser „Clash of Cultures“ sehr aufschlußreich, förderte doch gerade die eklatante Ratlosigkeit auf beiden Seiten die wesentlichen Probleme im Verhältnis von STS als empirischer Spezialdisziplin und der allgemeinen Theorie moderner (Wissens-)Gesellschaften zutage. Es zeigte sich auch, daß der Konflikt in diesem Verhältnis gewollt ist, daß er nicht durch mehr Theorie oder mehr Empirie lösbar ist. So schien gerade die meisterliche Theoriebeherrschung Luhmanns seinem Anliegen zu schaden, eine reflexive Beschreibung des Subsystems Wissenschaft zu geben. Es gab an seinem Beitrag nichts zu kritisieren, es gab aber auch keine riskanteren Ausflüge auf neueres Terrain. So ging Luhmann beispielsweise überhaupt nicht auf seine Überlegungen zu einer Kommunikation durch materiale Artefakte ein, wie er es in seiner Studie zum Kunstsystem kürzlich getan hat. So etwas hätte Latour und andere gewiß aufhorchen lassen.

Hingegen ist die offensiv vertretene Theorie-Abstinenz für viele in den STS Teil ihres Programms, „Theorie“ gilt sozusagen als Teil des Problems, nicht als Teil der Lösung. Jedenfalls gilt das für Latour, es gilt für die Cultural Studies und die anderen Vertreter der „Anthropology of Science“. Vieles an ihren Veranstaltungen erinnerte an das „Show and Tell“ amerikanischer Grundschulen. Die Schüler bringen irgendeinen Gegenstand mit und präsentieren ihn der Klasse. Am Anfang ist es noch mehr das Objekt, das einfach vorgezeigt wird, später dann wird mehr und mehr der Part des erläuternden Redens darüber wichtig. In der wissenschaftlichen Evolution des „Show and Tell“-Prinzips möchten die Anthropologen der Wissenschaft möglichst lange beim Objekt verweilen, die Sachen selbst hereinbringen. Doch nicht einmal so sehr, um die Dinge mit einem Gespinnst von sprachlichen Beschreibungen zu überziehen, sondern um die

sprachlichen Bedeutungen in das Netz der Dinge zurückzuverwickeln, dem sie entstammen. Also weniger die Ostensivität der Sprache, sondern die Demonstrativität der Sachen. Während sich die Systemtheorie aus der Grundannahme der Selbstreferentialität der Kommunikation entfaltet, versucht die Anthropologie der Wissenschaft, die Multireferentialität aller Beteiligten sichtbar werden zu lassen. Man konnte in Bielefeld diese Achtung vor dem Materialen schon an den Titeln ihrer Veranstaltungen ablesen: Man versammelte sich bei den Artefakten — *contraceptives, the human body, fertilization technologies, machines, music instruments*, so einschlägige Plenen. Die Theoretiker der Gesellschaft hingegen trafen sich unter den ambitionierten Bindestrichen — *information-society, risk-society, knowledge-society*.

Ein Blick in das umfangreiche Konferenz-Programm hingegen zeigt ein ganz anderes Bild. Von der Mehrheit der Wissenschaftsforscher sind Latour und Luhmann gleichermaßen weit entfernt. Was diesen lockeren Verbund von Soziologinnen und Historikern integriert, ist ein konstruktivistisch abgeklärter Institutionalismus, die Beobachtung von Akteuren in wissenschaftlichen Feldern und deren Interaktion mit anderen Akteuren aus Staat und Wirtschaft. Unter stillschweigender Voraussetzung der Geltung der sozialen Differenzierung wird eine Art Dauerbeobachtung von Wissenschaft und Technologieentwicklung betrieben, ohne dabei epistemologischen Fragen allzu große Bedeutung beizumessen. Nicht nur, daß die meisten Vertreter der STS kein Interesse an wissenschaftsphilosophischen Grundsatzfragen haben, sie messen selbst den epistemologischen Schlachtrufen der Anfänge der Science Studies wenig Bedeutung bei. Jedenfalls in der Forschungspraxis. Und darum ging es ja auch in Bielefeld.

Das umfangreiche Programm der Tagung — 170 Veranstaltungen mit ca. 600 Vorträgen — war dabei weniger vielfältig als es zunächst erscheint. Im Grunde konzentrierte sich diese Konferenz erwartbar auf den selbstverständlichen Interessenschwerpunkt des Faches, also die Wissenschaftsforschung in ihrer recht konventionellen Form als „science policy research“. Statt Epistemologie oder auch nur Wissenssoziologie herrschten hier eigentlich größtenteils politikwissenschaftliche Fragen vor, mit denen sich mehr als ein Drittel aller Beiträge der Konferenz dem Wissenschaftssystem näherten. Die internationale Kooperation von Wissenschaft und Technikentwicklung, die Innovationsförderung der europäischen Forschungspolitik, und vor allem immer wieder die Transformation der osteuropäischen Wissenschaftslandschaft bildeten hier die Schwerpunkte. Geprägt von einem pragmatischen Kompromiß zwischen korporativistisch-institutionalistischen und systemtheoretischen Ansätzen widmeten sich die Beiträge des „science policy focus“ vielfach dem Zustandekommen aktueller Forschungsprogramme in den Natur- und Ingenieurwissenschaften, und wie eh und je kaum in irgendeiner anderen Disziplin. Es ist da bestimmt nicht übertrieben, den Konstruktivismus im engeren Sinne selbst auch als eine Spezialdisziplin der Science Studies zu bezeichnen. Das zeigte sich auch an den Veranstaltungen, die sich ausdrücklich mit Technikforschung beschäftigten. Hier richtet sich die begleitende Beobachtung der Technologieentwicklung dann eben auf die aktuellen Schlüsseltechnologien, sprich den Computer und die Biotechnologie in ihrer Rolle als Innovationsträger.

Doch wo steckten die Konstruktivisten, wo sind sie denn 20 Jahre nach dem „Strong Programme“ David Bloor (dem eigens eine nostalgische Veranstaltung gewidmet war) geblieben, wo wird dem Symmetrieprinzip denn eigentlich methodisch noch gefolgt? Man hat sich spezialisiert. Cultural Studies und Gender Studies, das sind heute die Gebiete, wo die STS vielleicht am typischsten sind: Mikrosoziologisch, qualitativ empirisch, epistemologisch, interaktionistisch und bisweilen auch emphatisch kritisch. In den Gender Studies ist dabei der Anspruch noch am stärksten, Wissenschaft und Tech-

nik als Erscheinungsformen ganz bestimmter Kulturen vorzuführen, also erneut gegenüber universalistischen Idealisierungen ihre soziale (hier also: männliche) Konstruiertheit zu entlarven. Der „Feminist Focus“ — der einen eigenen Schwerpunkt der Konferenz bildete — präsentierte sich auch vorbildlich reflexiv: Daß die Wissenschaft eine „gendered practise“ ist, und daß auch die „natürlichen“ Garantien der sozialen Geschlechtskonstruktion noch in das Verdachtsmoment der sozialen Konstruiertheit einbezogen werden müssen, diese Ausgangspunkte des feministischen Beitrags zu den Science Studies wurden auf ihre Konsequenzen für das „Denken der Differenz“ befragt, also *der* Differenz von Natur und Gesellschaft, traditionsgemäß *das* Thema der Cultural Studies.

Fast scheint es, als sei die Humanmedizin heute das Refugium geworden, worauf sich diese Fragen des Konstruktivismus in den STS richten. Jedenfalls fiel auf, wie eng in den von Linda Layne, Madeleine Akrich, Olga Amsterdamska und Stuart Blume organisierten Sitzungen die Verbindung von kulturalistischen Interessen und dem Gegenstand Medizin war. Doch vermutlich dürften die meisten der Vortragenden in diesen Sitzungen mit dem Label „Wissensgesellschaften“ ohnehin wenig einverstanden gewesen sein. So nannte Linda Layne ihre Veranstaltung „Material Culture: Making Meaning through the Design and Exchange of Things“, was sicherlich ein treffenderer Titel für diese Konferenz gewesen wäre als die etwas schrift- und diskurslastigen „Signaturen der Wissensgesellschaften“. Zwar zeigten die Beiträge in der von Massimo Negrotti organisierten Sitzung „Artificial: Nature-Rebuilding Oriented Technology and Related Human Dimensions“, daß die Natur hier nicht nur als die Körper-Natur des Menschen, sondern durchaus auch die Makro-Natur in Landschaftsgröße als Gesellschaftskörper untersucht werden konnte. Doch die Medizin und die Orte, wo sie betrieben wird, scheinen mehr und mehr die aktuellen Untersuchungsobjekte der kulturalistischen Ansätze zu werden, hier das Labor vielleicht mittlerweile ablösend. Warum gerade die Medizin? Wenn man der Ansicht ist, daß die Konstruktion der Leitdifferenzen der modernen Gesellschaft eines der wichtigsten Themen der Science Studies ist, bietet sich die Medizin dafür einfach in beispielhafter Weise an. Denn hier kann man eben im Detail beobachten, wie diese fundamentalen Differenzen — Menschliches/Nichtmenschliches, Natur/Soziales, Körper/Technik — im Gebrauch immer auch verletzt, verschoben und neu gezogen werden. Mit einem Wort: Hier findet jenes Spiel der Materialisierung von Kultur statt, das nur mit Luhmann und Latour *gemeinsam* verständlich wird. Das wurde in Linda Hogles Beitrag über die Klassifizierung von menschlichem Material in der Transplantationsmedizin ebenso deutlich wie in Nicolas Dodiens Vortrag über die Virtuosität von Maschinen-Operateuren. Insbesondere die Transplantationsmedizin scheint mehr und mehr ein Experimentierfeld für Überschreitungen des Humanums zu werden.

Doch man kann die konstruktivistischen Cultural Studies auch daran erkennen, daß sie ihre Gegenstände eher in einem evokativen Sinn gebrauchen. So dienen Konflikte um die Selbst- und Fremdbestimmung der Grenzen des je individuellen Körpers bei Irma van der Ploeg und Nora Machado in ihren Beiträgen über körperinvasive Technologien eher als Anlaß, an der Konfrontation mit den Hybridwesen die soziale Konstruktion des ganz alltäglichen Körpers aufzudecken. Der methodologisch geübte Blick des Fremdlings auf die Kultur der Moderne hat als Instrument ethnographischer Feldforschung die Schärfe eines Skalpells, das sich aus dem Materialangebot medizinischer Kulturen die besten Stücke heraussschneidet und sie dem neugierigen STS-Publikum darbietet — das gehört sicherlich *auch* zum Reiz der Körper-Soziologien. Mehr „Show“ als „Tell“ eben. Jedenfalls stellt sich hier schon die Frage, ob das Spektakuläre der Gegenstände schon ausreicht, das soziologische Interesse daran zu begründen.

Die beste Performance jedoch gelang vermutlich Hans-Joachim Braun, der in der von Trevor Pinch organisierten Sitzung „STS Faces the Music“ zum Thema „Technology as a Theme in Jazz and Blues“ sprechen sollte. Zur Freude des Publikums jedoch spielte Braun einfach Musik vor — Jazzstücke, in denen die Geräusche maschineller Artefakte instrumental imitiert wurden. Natürlich vom Band. Ein sehr schönes Beispiel für ein Kette von Verkörperungen, Vertretungen und Übersetzungen, und auch sehr typisch für die Schwierigkeiten der Science Studies, ihrem Anspruch auf die Integration von Materialität gerecht zu werden.

Zum Abschluß der Sitzung sprach Andrew Jamison noch über „Folk Music and Postmodern Knowledge“, doch der wirkliche Abschluß war erst das gemeinsame Absingen der alten Folk Hymne „We shall overcome“. Sicherlich ein Motto für die Zukunft der Science and Technology Studies, doch leider nicht für ein prominentes Opfer dieser Konferenz. Die Gesellschaft für Wissenschafts- und Technikforschung (GWTF), nationale Vereinigung der deutschen STS-Gemeinschaft, hat in Bielefeld während der Tagung ihre Selbstaflösung beschlossen. Allen Mitgliedern wird empfohlen, EASST beizutreten, also der European Association for the Study of Science and Technology. Insofern ging hier auch eine Ära zu Ende. Eine Konsequenz aus der Europäisierung des Faches und auch seines Marktes für Forschungsgelder, so war zu hören. Bedauerlich ist das allemal, bildete die jährliche Konferenz der GWTF Anfang Dezember doch eine feste Institution für die deutsche Wissenschaftsforschung, die eindeutig über das spezielle fachsoziologische Publikum der Sektionstagungen hinausging. Dieses weitere Spektrum immerhin wird aber auch durch EASST gegeben sein.